Nebraska
Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 31. | Grand Island, Nebr. 3. Februar 1911 Zweiter (Theil.) | Nummer 24.

Des Kindes Bild.

Von Stine Andresen.

Du bist's, mein Kind, und dennoch bist du's nicht!
Ach, deine Seele stieg empor zum Licht,
Nun ist von deinem Leben, deinem Lieben
Mir einzig nur dies kalte Bild geblieben.

Ich weiß, daß es mir nichts gewähren kann,
Doch steh' ich stundenlang und blick' es an.
Mir ist's, als müßt' ich aus den lieben Augen
Mir Trost und Hoffnung für die Zukunft saugen.

Mir ist's, als habe sich die Hand bewegt,
Die oft so warm in meine sich gelegt.
Als öffneten die Lippen sich, die süßen,
Mit einem Segenswort mich zu begrüßen.

Du warst mein Lebensglück, mein Sonnenstrahl,
Nun kehrst du nie zurück ins Erdenthal,
Doch durften sie den schönen Leib begraben,
Die Seele, ach, die Seele möch't' ich haben!

Mein Glaube lehrt's: sie wird einst wieder mein!
Die Hoffnung spricht: es kann nicht anders sein!
Dies Bild ließ Gott mir für das Erdenleben.
Die Seele wird er dort mir wiedergeben.

Karriere.

Skizze von Reinhold Ortmann.

Herbert Remling starrte auf den schon zwanzigmal gelesenen Brief noch immer, wie wenn er in einer fremden, ihm unverständlichen Sprache geschrieben wäre. Und hätte er nicht die grausame Gewißheit gehabt, daß es wirklich Asta's geliebte Schriftzüge seien, so würde er sicherlich versucht haben, an eine boshafte Mystifikation zu glauben. Aber über die Herkunft des Briefes war zu seinem Unglück kein Zweifel möglich. Er konnte nur von derjenigen geschrieben sein, die sich mit ihrem vollen Namen „Asta Linau" unterzeichnet hatte, und ob sie ihm nun diese fürchterlichen Dinge aus eigener, freier Entschließung oder unter dem Druck eines fremden Einflusses sagte — darüber, daß sie bitter ernst gemeint seien, durfte er sich jedenfalls keiner Täuschung hingeben.

Sie habe gestern von dem Direktor des Stadt-Theaters und vor seinem ersten Kapellmeister Probe gesungen, schrieb sie, und der Erfolg habe weltenweit selbst ihre kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Herren seien von ihrer Stimme geradezu entzückt gewesen, und wenn auch der Kapellmeister ihre gesangstechnische Ausbildung noch nicht als ausreichend erklärt habe, um sie schon jetzt in größeren Partien auftreten zu lassen, so habe er sich doch erboten, diese Ausbildung selbst zu vollenden, und noch am gestrigen Abend sei der Vertrag perfekt geworden, der sie für drei Jahre dem Stadt-Theater als jugendliche dramatische Sängerin verpflichte. Unter solchen Umständen aber dürfte ihr Leben fortan nur noch der hehren und heiligen Kunst gehören, und sie habe sich in schwerem Kampfe den unwiderruflichen Entschluß abgerungen, auf ein Glück zu verzichten, wie sie beide es sich bisher erträumt hätten. Auch der Direktor und der Kapellmeister hätten ihr gesagt, daß sie durch kein hinderndes Herzensband gefesselt sein dürfe, wenn sie eine große Künstlerin werden und eine glänzende Karriere machen wolle. Es sei gewiß eine sehr harte Nothwendigkeit für sie, ihm das aussprechen zu müssen, und er dürfe ihr glauben, daß sie den heroischen Verzicht mit brennendem Herzweh und gar vielen heißen Thränen erkauft habe. Aber wenn er sie wirklich so lieb habe, wie er ihr unzählige Male versichert, so müsse auch er stark genug sein, das unvermeidliche Opfer zu bringen, ohne sie mit nutzlosen Vorstellungen zu bedrängen oder ihr durch Klagen und Vorwürfe das Herz noch schwerer zu machen. Mit dem Ausdruck dieser Zuversicht und mit der inständigen Bitte, ihr die Pein eines nochmaligen Wiedersehens zu ersparen, verband sie die herzlichsten Wünsche für das Glück seiner eigenen Zukunft, die ihn gewiß früher oder später reich entschädigen würde für das, was er jetzt verlor.

Als er endlich den unseligen Brief zusammenfaltete, stöhnte Herbert Remling wie ein zum Tode verwundetes Wild, und allerlei schauerliche Visionen von Selbstmord oder Wahnsinn stiegen vor seiner Seele auf. Er griff nach seinem Hute stürzte fort, um die ganze Beredtsamkeit seiner leidenschaftlichen Liebe, die ganze Wucht seiner grenzenlosen Verzweiflung an die Rettung seines bedrohten Lebensglückes zu setzen. Aber er kam in Asta's Wohnung an eine verschlossene Pforte, und so oft er an diesem wie an den beiden nächsten Tagen mit seinem Schmerz vor dieser Thüre erscheinen mochte, immer wieder wurde ihm der Bescheid, Fräulein Linau bedaure lebhaft, den Herrn Kandidaten nicht empfangen zu können. Da endlich bäumte sich sein männlicher Stolz gegen das Uebermaß herzlos grausamer Mißhandlung auf. Er schrieb ihr einen Brief voll der wildsten, grimmigsten Anklagen, und beschwor den vernichtenden Zorn des Schicksals auf ihre Treulosigkeit herab. Zwei Tage später mußte er wegen schwerer Erkrankung in's Spital, und als er es nach Monaten nothdürftig genesen verließ, erschien Asta Linau's Name für immer ausgelöscht in seinem Herzen.

Seit dem Tage, an dem der Schulamts-Kandidat Herbert Remling den Absagebrief der angehenden Sängerin erhalten, waren nahezu fünfzehn Jahre vergangen — eine Zeit, mehr als ausreichend, um einen begnadeten Künstler bis zu den stolzesten Höhen der Berühmtheit empor zu führen. Und daß der geniale Charakterdarsteller Herbert Remling diese ragende Höhe erreicht hatte, mußte ihm der rauschende Beifallsjubel beweisen, der allabendlich aus dicht gefüllt Parkettreihen zu ihm emporbrauste. So hell strahlte sein Glücksstern, daß er längst in der beneidenswerthen Lage gewesen war, den lästigen Zwang eines festen Engagements abzuschütteln und statt dessen das an Gold und Ehren überreiche Leben eines überall mit offenen Armen empfangenen Wander-Virtuosen zu führen. Beinahe jede größere Stadt Deutschlands hatte bereits die Freude gehabt, ihn in ihren Mauern zu sehen, dahin aber, wo er einst den jäh unterbrochenen Traum seliger Jugendliebe geträumt hatte, kehrte er nach diesen langen fünfzehn Jahren zum ersten Male zurück.

Natürlich spielte er eine der vier oder fünf Glanzrollen, auf die sich sein Repertoir seit geraumer Zeit beschränkte, und die Ovationen, die man ihm während der Aufführung bereitete, waren um so stürmischer, als sein Auftreten auf diesen einzigen Abend beschränkt bleiben sollte. Man huldigte ihm wie einem König, und mit dem ganzen Stolz eines Königs nahm er die längst gewohnten Huldigungen entgegen. Voll mehr oder weniger neidvoller Bewunderung blickten die „Kollegen", die ständigen Mitglieder des kleinen Stadt-Theaters, zu dem gefeierten Mimen empor, und es war nicht wenig hochmüthige Herablassung in der scheinbar bezaubernd liebenswürdigen Art, in der er die so tief unter seiner glänzenden Höhe stehenden Kunstgenossen behandelte.

Als er während des letzten Zwischenaktes seiner Gewohnheit gemäß hinter den Kulissen auf und nieder ging, hier und da das Almosen eines freundlich anerkennenden Wortes spendend, fiel sein Blick plötzlich auf eine weibliche Gestalt, die sich bei seiner Annäherung anscheinend geflissentlich in den halbdunklen Winkel hinter einem großen Versatzstück gedrückt hatte und ihn von dort aus, wo sie sich unbemerkt glauben mochte, unverwandt mit großen, brennenden Augen anstarrte. Herbert Remling stutzte, dann wandte er sich halblaut an den eben zu ihm tretenden Regisseur:

„Die Dame da drüben — wer ist sie, lieber Kollege?"

„Die? — Ein Fräulein Linau. Chor und kleine Rollen. Sie soll vor vielen Jahren mal eine Stimme gehabt haben, die das Beste erwarten ließ. Aber sie hat sie schon nach kurzer Zeit infolge einer Kehlkopferkrankung bis auf einige armselige Reste verloren, und jetzt wird ihr Kontrakt halb aus Mitleid von Jahr zu Jahr erneuert."

Herbert Remling nickte dankend. Dann machte er in seiner majestätisch feierlichen Art ein paar langsame Schritte auf das Versatzstück zu.

„Fräulein Linau — wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht?" sagte er mit tiefer, klangvoller Stimme so gütig wie ein leutseliger Monarch den ärmsten seiner Unterthanen anreden mag. Es freut mich aufrichtig, Ihnen noch einmal zu begegnen."

Das große, schlanke, noch immer nicht unschöne Mädchen erwiderte kein Wort. Ihre brennenden Augen aber blieben nach wie vor unverwandt auf das geschminkte Antlitz des berühmten Gastes gerichtet, und das heftige Wogen ihrer Brust ließ errathen, welche Stürme in diesem Moment ihr Inneres bewegen mochten.

„Sie sind natürlich noch immer bei der Oper?" fragte er weiter. „Ich habe ja nur wenig Beziehungen zu der holden Schwesterkunst, aber es nimmt mich doch Wunder, daß Ihr Name während der letzten fünfzehn Jahre meines Wissens nicht ein einziges Mal an mein Ohr gedrungen ist. Wahrscheinlich haben Sie sich inzwischen vermählt und sind unter dem Namen Ihres Gatten zu der erhofften Berühmtheit gelangt, die Ihnen Niemand herzlicher gönnen kann als ich."

Da kam ein schluchzender Laut aus der Kehle der Choristin, sie schlug die Hände vor das Gesicht und stürzte fort, so wie Herbert Remling einst fortgestürzt war, nachdem er ihren grausamen Absagebrief gelesen. Und der große Mime blickte ihr nicht nach. Mit unverändert gütiger, lächelnder Miene setzte er seine Promenade hinter den Kulissen fort, bis das Glockenzeichen ertönte, das ihn zu neuen Triumphen auf die Szene hinausrief.

Hunderte erwarteten ihn nach der Vorstellung draußen vor dem Künstlerpförtchen des Theaters. Und als er seinen stolzen Blick über die Menge hinschweifen ließ, sah er wohl nicht, daß auch die Geliebte seiner Jugend unter den Harrenden war. Sie aber folgte jeder seiner hoheitsvollen Bewegungen. Sie sah das königliche Lächeln, mit dem er die Hochrufe seiner Bewunderer hinnahm, und sie sah auch die kleine, brillantgeschmückte Damenhand, die sich ihm aus dem Innern des harrenden Wagens entgegenstreckte, ehe er selber nach einer letzten gnädigen Abschiedsverbeugung im Innern dieses Wagens verschwand.

In dem idyllisch gelegenen Altersheim für mittellose dramatische Künstler, das der Hochherzigkeit eines reichen Mädchens seine Entstehung verdankt, soll es nach einem wohlbeglaubigten Gerücht ebenso viel kleine Kabalen und Intriguen geben wie überall, wo das eigenartige Bühnenvölkchen ganz unter sich ist. Aber es gibt darin auch etliche schöne, rührende Freundschaftsverhältnisse. Und es ist eines darunter, an das sich noch keine übermüthige Neckerei und keine kränkende Bosheit gewagt hat. Höchstens, daß man von den Beiden, wenn sie außer Hörweite sind, gelegentlich mit einem wohlwollenden Lächeln als von dem späten Liebespaar spricht — ohne alle kränkende Absicht, denn sie sind ja beide längst über die Jahre hinaus, wo man mit solcher Bezeichnung einen häßlichen Nebensinn verbinden könnte. Der einst so hoch gefeierte Charakterdarsteller Herbert Remling ist ein bedauernswerther, durch sein Gichtleiden zumeist an den Rollstuhl gefesselter Greis, der sich nur noch mit schwacher, murmelnder Stimme verständlich machen kann, und die frühere Choristin Asta Lina trippelt als ein verschrumpftes Mütterchen mit schneeweißem Haar und faltigem Gesicht über die Kieswege des Gartens. Wenn aber der Rollstuhl des von der Mitwelt längst vergessenen Mimen draußen erscheint, kann man sicher sein, daß sie nicht eine Sekunde lang von seiner Seite weicht, und es bereitet ihm offenbar eine besondere Freude, wenn sie während des wenig wortreichen Gespräches, das sie miteinander zu führen pflegen, seine welke Hand in der ihrigen hält. Niemand weiß, was sie einander einst gewesen sind, denn sie haben es Niemandem erzählt. Und man verspottet sie nicht, denn es ist etwas Ehrfurcht Gebietendes in dem Abglanz eines stillen, wunschlosen Glückes, der ihre runzligen alten Gesichter oft auf eine so wundersame Weise verklärt.

Ballonlandung im Urwald.

Hauptmann v. Abercron, der bekannte Luftschiffer, der bei der diesjährigen Gordon Bennett-Fahrt der Lüfte den dritten Preis gewann, schildert anschaulich die Gefahren, denen er und seine Begleiter, der Fabrikbesitzer August Blanckertz aus Düsseldort nach der Landung im kanadischen Urwald ausgesetzt waren. Abercron war mit seinem Ballon „Germania" vom 17. bis 19. Oktober in der Luft und hatte in 40 Stunden 1190 Meilen zurückgelegt. Nachdem der Ballon den Huronsee in der Breite von Südwest nach Nordost überflogen hatte, die der Luftlinie von Köln nach Braunschweig entsprach, gelangten die Aeronauten in die kanadische Provinz Ontario und versuchten, nachdem sie 13 Stunden lang dort Gegenden durchflogen hatten, wo Landungen ausgeschlossen waren, beim Auftauchen einer Bahnlinie niederzugehen. Sie zogen sofort Ventil, aber es war nicht möglich, den Ballon an der Bahn herunterzubringen.

„Wir fielen," so schreibt Hauptmann v. Abercron, „etwa 4 Meilen davon in den Urwald. Noch war der Ballon über den Bäumen, und ich konnte feststellen, daß wir unter Umgehung einiger Seen nach Südwesten marschieren mußten, um die Eisenbahn zu erreichen. Wir selbst schienen wenigstens gerettet. Die Fortsetzung der Fahrt in die gänzlich unbewohnten Gegenden war mir denn doch zu gewagt. Ich ließ zunächst Herrn Blanckertz an der am Korb befestigten Strickleiter herunterstteigen und riß dann den Ballon auf, der in den Bäumen hängen blieb.

Nun standen wir im Urwald. Das Gebotenste erschien der Versuch, sobald als möglich, unter Ausnutzung des Tageslichtes, die Bahn zu erreichen. Wir nahmen etwas Proviant, Wein und Whisky mit und marschierten gegen Südwesten los, in der Hoffnung, nach etwa zwei bis drei Stunden am Ziel zu sein. Zur Bezeichnung des Weges nahmen wir buntes Papier und die halbe Reißlinie mit. Schon in den ersten Minuten wußten wir, was das Durchschreiten eines Urwaldes bedeutet. Es ist eben ein Wald in jungfräulichem Zustande, der forstwirthschaftlich nicht behandelt wird. Der Sturm wirft die alten morschen Bäume um, die in mehrfachen Schichten übereinanderliegen." Abercron schildert dann die Strapazen, denen er und sein Begleiter ausgesetzt waren. Zur Umgehung des Sees mußten sie auf den quer hinübergefallenen Baumstämmen zwei kleine Flüsse überschreiten. Die Ufer waren sehr sumpfig u. nöthigten zu weiten Bogen. Außerdem waren zwischen den Flüssen Berge zu überwinden. Besonders anstrengend war für die einsamen Wanderer das ständige Heben der Beine, als ob eine Treppe mit sehr hohen Stufen genommen werden müsse. In immer kürzeren Pausen mußte Rast gemacht werden. Dabei war fast mit jedem Tritt die Gefahr des Verstauchens der Füße vorhanden, und die beiden Herren ermahnten sich andauernd zur größten Vorsicht. Denn die Folger eines Unfalles in der menschenleeren Wildniß waren kaum auszudenken. Der Kompaß erwies sich infolge ganz plötzlicher, starker Abweichungen als wenig brauchbar. Später erfuhr Abercron, daß der starke Eisengehalt des Bodens die Ursache davon war. Nach dem Einbruch der Nacht beschlossen die beiden, zur Kräftigung für den Weitermarsch zu schlafen. Während Abercron schlief und seinen Revolver neben sich hatte, vernahm Herr Blanckertz, der bereits erkältet in den Ballon gestiegen war und sehr unter dem Mangel eines Mantels litt, den die Luftschiffer der besseren Beweglichkeit halber im Ballon gelassen hatten, vielfach Tiergeräusche, wie er meinte, auch von einem katzenartigen Raubzeug. Nach zwei großen Rasten von je einer Stunde, die auf gefallenen Tannen verbracht wurden, mußte wegen eines kräftigen Regens der Weitermarsch angetreten werden. Nach etwa 18stündigem Marsch kam man bei Tagesanbruch an Bäume, die von Menschenhand gefällt waren, und nach etwa 24 Stunden mehrten sich die Anzeichen menschlicher Anwesenheit und schließlich wurde an einem kleinen Flüßchen bei der Einmündung in einen See eine Hütte entdeckt. Die beiden Männer erstiegen eine Anhöhe und sahen gleich darauf in südwestlicher Richtung starken Qualm. Todmüde strebten sie schnell dem vermeintlich nahen Ziele zu. Es galt aber noch vier Schluchten zu überwinden und eine große Bucht zu umgehen, was drei Stunden anstrengenden Marsches erforderte. Abercron und Blanckertz waren so erschöpft, daß sie noch zehn Minuten vor der glücklich entdeckten Eisenbahnstation haltmachen mußten. Die Bahnarbeiter wollten zunächst nicht glauben, daß die beiden Männer mit dem Ballon gekommen seien. Sie boten ein buntes Völkergemisch: Kanadier, die ein schauderhaftes Französisch sprachen, Rumänen, Bulgaren, Polen, Italiener und Iren. Der Vorarbeiter, ein des Schreibens nicht kundiger Kanadier, bestätigte den Luftschiffern, die Vermuthung, daß sie thatsächlich genau den Punkt erreicht hätten, den sie sich vom Ballon ausgewählt hatten. Die Eisenbahn, an die sie gelangt waren, wird zur Erschließung der nördlicheren Gebiete der Provinz Quebec vom Staat gebaut; die Stelle, an der die Urwaldwanderer die Bahn erreichten, war etwa 85 Meilen nordwestlich von Quebec. In der Arbeiterkantine gab es dann die schönsten Sachen. Tomatensuppe, gebratene Leber, Kartoffeln und dann Kaffee mit sechs verschiedenen Kuchenarten. Auf jedem Tisch standen Mixed-Pickles und eine scharfe Tomatensauce.

Am nächsten Tage wurde in einem Zuge der neuangelegten Bahn die vierstündige Reise nach dem 35 Meilen entfernten La Tuque angetreten. Die erst vor zwei Jahren entstandene Stadt hat schon 3000 Einwohner. Sie besteht aus Holzhäusern; die Besitzer einer großen Papierfabrik, die Gebrüder Brown, luden die beiden Luftschiffer in ihr Heim ein und stellten sich auch zur Aufsuchung des Ballons zur Verfügung. Die Firma beschäftigt in dem Gebiet etwa achthundert Angestellte als Holzfäller. Auf einer Motordräsine wurde am nächsten Morgen die Suche angetreten. Man fragte nicht lange, ob die Strecke frei sei; sah man einen Zug kommen, so wurde schnell gehalten und der Wagen von den Schienen gehoben. Besondere Nerven gehörten dazu, um über große Brücken ohne Geländer zu sausen, während man, ohne sich an einer Lehne halten zu können, auf dem Wagen saß. Die Fahrt ging nach dem Orte Coocoocache und von dort in Indianerkanoes über den gleichnamigen großen See. Obwohl aber unter Führung zweier Pfadfinder, eines Halbindianers und eines Weißen, der ein Eskimomischling war, mehrere Seen in Kanoes befahren wurden, gelang es nicht, den richtigen zu finden, an dessen Ostufer Abercron als Merkmal ein rotes Band an Baumstämmen zurückgelassen hatte.

Die hygienische Bedeutung der Zimmerpflanzen.

Blumen und Blattpflanzen werden gewöhnlich ängstlich und rasch aus den Schlafzimmern entfernt, weil der Volksglaube dahin geht, daß der Aufenthalt aller Pflanzen in einem Zimmer, in dem ein Mensch der Ruhe pflegt, schädlich auf den Organismus dieses Menschen einwirkt. Der bekannte Arzt Dr. Anders in Philadelphia ist aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Aufenthalt von Pflanzen im Zimmer namentlich während der Winterszeit von ganz bedeutendem gutem Einfluß auf die Luft ist. Jede Pflanze hat drei Funktionen, die für die Gesundheitspflege in Betracht kommen. Einathmen von Kohlensäure, das Ausathmen von Sauerstoff und die Entwicklung von Ozon. Wenn auch die Schwankungen in der Menge dieser drei Gase zu langsam geschehen, als daß man sie wahrnehmen könnte, so haben sie doch den Einfluß, die Zimmerluft in der Länge der Zeit entschieden zu verbessern. Noch ein anderer Vorgang aber ist außerordentlich wichtig, das ist die Transpiration einer Pflanze, die Ausdünstung der Feuchtigkeit aus den Blumen und Blättern. Um sich einen Begriff von der Größe und dem Umfange dieser Ausdünstung zu machen, sei erwähnt, daß die Washington-Ulme zu Cambridge in Massachusetts mit ihren 200,000 Quadratfuß Blätterfläche in 12 Stunden 7¾ Tonnen Wasser ausdünstet.

Eine Zimmerpflanze transpiriert in einem geschlossenen Raume in 24 Stunden 1¾ mal so viel wie in der freien Luft. In den Sommermonaten, in denen man Thür und Fenster ständig geöffnet hält, ist die Ausdünstung und die Transpiration einer Pflanze nicht so sehr wahrnehmbar. Wenn jedoch der Luftwechsel nicht so begünstigt war, erzielte das Aufstellen gut bewässerter Pflanzen eine angenehme Feuchtigkeit in der Luft. Die moderne Industrie hat für die Wohnungen mit Zentralheizung alle erdenklichen Gefäße hervorgebracht, in denen Feuchtigkeit nach bestimmten Prinzipien verdunstet und die Zimmerluft rein und feucht erhält. Es dürfte gewiß den wenigsten Bewohnern dieser modernen Wohnräume bekannt sein, daß es kein besseres Mittel für die Feuchthaltung der Luft gibt, als das Aufstellen einer genügenden Anzahl gut bewässerter Pflanzen.

Die Luft eines Zimmers, das mit trockener Hitze erwärmt wird, enthält zu wenig Feuchtigkeit, um der Gesundheit zuträglich zu sein. Bei Leiden der Athmungsorgane, bei Asthma und chronischen Erkrankungen der Luftröhre lassen sich außerordentlich gute Wirkungen mit dem Aufstellen gut bewässerter Gewächse erzielen. In Kliniken und Krankenhäusern hat man die Beobachtung gemacht, daß Erkrankte, die in ihren Zimmern eine große Anzahl von Blattpflanzen hatten, unter ihrer Krankheit wenig leiden mußten.

Neuerdings will man auch gegen die Lungenschwindsucht, die in den Großstädten in erschreckender Anzahl ihre Opfer fordert, Blattpflanzen in den Wohnräumen mit gutem Erfolge aufstellen. Dr. Anders behauptet, daß in seiner Klinik Kranke, die sich im Anfangsstadium der Lungenschwindsucht befanden, durch Blattpflanzen den Stillstand ihrer Krankheit beobachten konnten. Seine Krankenzimmer glichen fast Gewächshäusern. Zuweilen kamen Bekannte und Freunde, unter denen sich nicht selten Aerzte befanden, und tadelten das Vorhandensein der Gewächse. Sie wiesen auf die Gefahr hin, die davon ausginge. Jedoch, es trat keine Verschlimmerung ein, im Gegentheil, der Husten ließ nach, der Auswurf wurde geringer, und es gelang dem Arzt, zwei seiner Patienten, die in einem fortgeschritteneren Stadium der Lungenschwindsucht zu ihm kamen, als geheilt zu entlassen. Natürlich müssen die Pflanzen gut ausgewählt sein und in gutem Gedeihen gehalten werden.

Bei der Auswahl ist zu beachten, daß die Blätter eine leichte und dünne Blattoberfläche haben müssen. Starkriechende Gewächse sind zu vermeiden, weil sie Kopfschmerzen verursachen. Von wissenschaftlichen Forschern wurde oft der Einwurf gemacht, daß Pflanzen in einem Schlafzimmer schon deswegen schädlich sein müssen, weil sie während der Nacht Kohlensäure ausathmen. Ein Experiment aber hat bewiesen, daß 20 Pflanzen, die sich in bestem Wachsthum befinden, erst so viel Kohlensäure von sich geben, wie ein schlafender Säugling, also kann die Wirkung gewiß nicht gefährlich sein. Auch auf die Nerven der Gemüthskranken, der Menschen, die an Bleichsucht und Langeweile leiden, wirkt nichts besser als die Beobachtung und die Pflege der Pflanzen.

Ein Fall von Wiederbelebung.

Ein amerikanisches Blatt berichtet folgendes: Drei Knaben im Alter von 15—17 Jahren fuhren in einem Boote eine halbe Meile weit in den Fluß hinaus, um ein Bad zu nehmen. Der eine, George Schaefer, 17 Jahre alt, sank vor den Augen seiner entsetzten Kameraden in die Tiefe. George Waston, einer derselben, tauchte fünfmal nach Schaefer und brachte ihn endlich an die Oberfläche.

Schaefer gab keinerlei Lebenszeichen von sich, seine Kameraden hielten ihn deshalb für tot, schlangen ein Seil um ihn und schleppten ihn hinter dem Boot her ans Land, ohne sich dabei besonders zu beeilen. Es mag wohl eine halbe Stunde vergangen sein, ehe sie den Körper ans Land zogen. Während sie darüber berieten, was zu tun sei, kam ein Arzt, der in einer Dampfjacht eine Vergnügungsfahrt machte, dazu. Auch er hielt den Körper anfänglich für leblos, bis er ein Zittern der Augenlider bemerkte. Der Doktor begann nun sofort, entsprechende Wiederbelebungsversuche zu machen; nach einer halben Stunde begann Schaefer zu atmen und konnte in einer Ambulanz nach dem Hospital gebracht werden. Jetzt ist er frisch und gesund.

Dieser Vorfall ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Die Knaben waren offenbar schlecht darüber unterrichtet, was sie in einem solchen Falle zu tun hatten. Und es ist leider wahrscheinlich, daß die große Mehrzahl der Knaben, ja auch der Erwachsenen, kaum verständiger gehandelt haben würde. Es sollten in der Schule, im Hause und bei passenden Gelegenheiten immer wieder die Maßregeln für die Wiederbelebung Scheintoter durchgenommen und praktisch geübt werden.

Der erste Schritt zur Rettung Ertrunkener ist, nach dem tiefsinnigen, weisen Ausspruch eines alten Professors, der, daß man den Verunglückten aus dem Wasser zieht. Aber selbst das wußten jene Knaben nicht, wie denn auch immer noch die allerunsinnigsten Maßregeln (z. B. das Rollen über Fässer, das Stellen auf den Kopf, das Emporziehen an den Beinen) auch von Erwachsenen getroffen werden, um — den Scheintoten völlig zu töten.

Die Knaben hielten ihren Kameraden für leblos, weil er kein Lebenszeichen von sich gab. Sie behandelten also den Körper als Leiche und schleppten ihn durchs Wasser, statt ihn an Bord zu bringen. Auch am Lande wußten sie nichts anzufangen, standen rat- und tatlos herum, und wenn nicht der Arzt hinzugekommen wäre, so wäre das schwache Lebenslicht ihres Kameraden bald erloschen.

Der Vorfall ist aber auch insofern lehrreich, als er zeigt, daß ein Körper sehr lange, also wie hier, etwa eine halbe Stunde im Wasser sein kann, ohne daß der Tod eintritt. Man hat mehrfach solche Fälle beobachtet. Freilich erfolgt der Tod im Wasser am häufigsten durch Erstickung, was sich durch ein blaurotes, aufgedunsenes Gesicht, blaurote Lippen und blutunterlaufene Augen des Ertrunkenen kundgibt. In solchem Falle sind alle Wiederbelebungsversuche ohne Erfolg.

Zuweilen tritt aber auch eine hier sehr wohltätige tiefe Ohnmacht und damit eine suspendierte Animation ein, wobei sich die Stimmritze krampfhaft schließt und den Eintritt des Wassers in die Lungen verhindert. Das Gesicht des Ertrunkenen ist schlaff und blaß, und die Aussicht, das Leben zu retten weit größer als im ersten Falle. Jedenfalls muß jeder Ertrunkene, auch wenn er eine volle Stunde im Wasser gelegen, als scheintot angesehen werden, und es gilt daher, die Wiederbelebungsversuche mit Ruhe, Umsicht und Ausdauer ohne Verzug gleich an Ort und Stelle durchzuführen.